
Margarete Mitscherlich

Wie haben sich deutsche Schriftsteller gegen die Unfähigkeit zu trauern gewehrt?

Dargestellt an Wolfgang Koeppens

›Der Tod in Rom‹

I

In dem 1967 veröffentlichten Buch *Die Unfähigkeit zu trauern* schrieben wir, daß es bisher noch keinem unserer Schriftsteller gelungen sei, mit seinen Werken das politische Bewußtsein und die soziale Kultur der Bundesrepublik tiefergehend zu beeinflussen. Zwar wurden Deutschland und die Deutschen während der Nazi-Zeit von deutschen Literaten oft schonungslos und treffend dargestellt, aber die Auseinandersetzung mit der Nachkriegsgesellschaft war in den fünfziger Jahren selten. Koeppen war der erste, der sich in drei Romanen mit der unmittelbaren deutschen Gegenwart beschäftigte. 1951 wurde *Tauben im Gras* veröffentlicht, es folgten 1953 *Das Treibhaus* und 1954 *Der Tod in Rom*. Seine Bücher legten nicht nur die Rückkehr der Nazis, den Aufstieg der Opportunisten und das Wiedererwachen faschistischer Mentalität bloß, sie zeigten auch, mit welchen Methoden die noch unvollständig verdrängte Vergangenheit in der Gegenwart wieder Fuß zu fassen vermochte. Karl Korn schrieb über *Tauben im Gras* in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: »Koeppens Buch sagt über die politische Gesamtsituation in diesem Lande mehr aus als ganze Jahrgänge von Leitartikeln.«¹ Ansonsten blieben diese Bücher ohne größeren Widerhall, trotz mancher positiver Kritiken. *Das Treibhaus*, das ohne Umschweife auf Bonner Verhältnisse anspielte, wurde für kurze Zeit zu

einer Art Skandal, und wohl deswegen mehr verkauft als die anderen beiden Romane der Trilogie. Von *Tauben im Gras* und *Tod in Rom* waren es nur etwa 6000 Exemplare. Erst 1969 erschien eine Sonderausgabe der Trilogie, sie wurde überall angezeigt und gelobt. Auch literarische Ehrungen erhielt Koeppen im Laufe der Jahre. Die Zeiten hatten sich geändert – so schien es; ob das allerdings dazu führte, daß seine politischen Romane mehr gelesen wurden, darf man bezweifeln.

Ich sehe es hier nicht als meine Aufgabe an, ein Urteil über die literarische Qualität der Romane Wolfgang Koeppens abzugeben, oder auf seinen Stil, seine Sprache und seine literarischen Vorbilder wie z. B. James Joyce, Faulkner oder Dos Passos einzugehen, vielmehr möchte ich untersuchen, wie es dazu kam, daß Wolfgang Koeppen die deutsche Nachkriegsgegenwart mit so viel Distanz und analytischer Schärfe einerseits und so viel Kenntnis andererseits zu sehen vermochte. Um das vom individuellen Erleben her besser verstehen zu können, werde ich, bevor ich auf seinen Roman *Tod in Rom* eingehe, das Wenige zusammenfassen, was er selbst bereit war, aus seinem Leben zu berichten. Daß auch seine Romane autobiographische Anteile haben, ist offensichtlich.

Wolfgang Koeppen wurde am 23. 6. 1906 in Greifswald (Pommern) geboren. Vor dem Krieg schrieb er zwei Romane: *Eine unglückliche Liebe* (1934) und *Die Mauer schwankt* (1935), Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre veröffentlichte er Reiseberichte (*Nach Rußland und anderswohin, Amerikafahrt, Reisen nach Frankreich*). Über viele Jahre wurde ein weiterer Roman angekündigt, auf den sein Verleger und seine Leser bis heute warten (zuletzt sprach man von dem Roman *Tasso*). Darüber hat es manche Diskussionen und boshafte Auslegungen gegeben, wie es die Ausführungen von Schultz-Gerstein in der Ausgabe des *Spiegel* vom 24. 1. 83 beweisen. Koeppen wird darin zu einem vom Literaturbetrieb hochgezüchteten und hochgelobten Schriftsteller gemacht, zu einem im Grunde lächerlichen Produkt seiner »Zuhälter«, den Kritikern und Verlegern. Über Inhalt und literarischen Wert seiner Bücher, über deren politische Bedeutung von Anfang der fünfziger Jahre bis heute hielt Schultz-Gerstein es nicht für notwendig, auch nur ein Wort zu verlieren. Dies ist ein weiterer Be-

weis, so scheint mir, für die heute zunehmend geschmähte Verdrängungstheorie und die Unfähigkeit zu trauern.

1976 erschien sein bislang letztes Buch, der schmale Prosaband *Jugend*, von dem es in der Ankündigung heißt, es sei ebenso Beschreibung wie Erzählung, Fakten und Fiktion mischten sich. Diese »Erzählung« ist offensichtlich Teil seiner seit längerem geplanten Autobiographie. Sie offenbart, daß Wolfgang Koeppen durch seine Geburt, seine Kindheits- und Jugendgeschichte zum Außenseiter gestempelt wurde. Erst später wird aus ihm der gewollte Außenseiter, der sich bewußt von der Gesellschaft, in der er lebte, absonderte. Seine Kindheit war unglücklich und bedrückend. Die Großmutter gibt ihrem Bedürfnis nach Freiheit nach, entflieht ihrer Ehe und ihrer bürgerlichen oder großbürgerlichen Herkunft, vermag sich aber innerlich und äußerlich dennoch nicht gegen die bürgerlichen Vorurteile der nationalistischen und patriarchalischen Klassengesellschaft, aus der sie stammt, durchzusetzen. Sie wird an den Rand dieser Gesellschaft gedrängt. Als ihre Tochter, die Mutter von Wolfgang Koeppen, ein uneheliches Kind bekommt, bedeutet das mehr oder weniger die endgültige Deklassierung, die bürgerliche Vernichtung. Beide sind der Achtung ihrer »wohlstandigen« Umwelt ausgesetzt, gerade auch deswegen, weil sie sich selber innerlich von deren »Moral« und den in ihrer Gesellschaft herrschenden – ausgesprochenen und unausgesprochenen – Gesetzen nicht zu lösen vermögen. Vielmehr versuchen sie, sich durch Bescheidenheit und Bußfertigkeit anzupassen, was ihr physisches und psychisches Elend offensichtlich nur vergrößert. Sie sind unfähig, sich von ihrer Geschichte zu distanzieren, sie gegen den Strich zu lesen. »Selbstverständlichkeiten« des täglichen Lebens werden nicht in Frage gestellt.

Trotz oder gerade wegen der Bindung an seine Mutter und an seine Großmutter scheint sich Koeppen dagegen im Laufe seiner Kindheit immer mehr in sich zurückzuziehen und immer bewußter auf Distanz zur Schule, zum Gymnasium, zu seiner bürgerlichen Umwelt zu gehen. Seine Kindheitserlebnisse und die Art, wie er sie verarbeitet, formen sein weiteres Leben; er kann und will sich später nie mehr in ein geordnetes bürgerliches Leben einfügen. Die Schrecken der Lieblosigkeit, der Enge und Häme, der Denkein-

schränkungen seiner Gesellschaft haben sich ihm tief eingeprägt; entsprechend steht er auch den Nazis von vornherein mißtrauisch gegenüber, erkennt früh ihre Verlogenheit, Brutalität und Phrasenhaftigkeit. Im Gegensatz zu Mutter und Großmutter lehrten ihn seine leidvollen Erfahrungen, scharf zu beobachten und sich dadurch von frühen Identifikationen mit seiner Umwelt zu lösen.

Ich zitiere aus zwei Interviews² der Jahre 1961 und 1971, was er über sein weiteres Leben berichtet. Für ihn ist das Außenseitertum des Schriftstellers der einzig mögliche Standort, der auch das anregende Spannungsverhältnis zustande kommen läßt, das er für sich braucht. »Der Schriftsteller kämpft auch, nimmt Partei, nur für etwas, das noch nicht eingetreten ist, vielleicht nie eintreten wird. Er ist ein Anwalt der Schwachen, der Not, der Angst, des Leidens. Und ein Gegner der Mächtigen.« Der Schriftsteller im Sinne Koeppens denkt und handelt also keineswegs wertfrei oder ohne Moral; nur steht seine Moral meistens im Gegensatz zu der der Herrschenden. Der Interviewer faßt zusammen, was er von Koeppen weiß: »ein unordentlicher Lebenslauf, reiche Jahre, vergeudete Jahre, Eulenspiegel, Anarchist, schweigsamer Caféhausbesucher, schreiben im Hotelzimmer, Großstädter, Individualist, Reisender...« Koeppen fügt hinzu: »Gymnasium in Ostpreußen, Distanz von der Herkunft, unregelmäßiges Studium, bildungsbeflissen, aber kein Ziel, Zeit der Arbeitslosigkeit (in der ich Außenseiter blieb), Schiffskoch (zwei Fahrten), 14 Tage Fabrikarbeiter, Platzanweiser im Kino, Eisbereiter in Sankt Pauli, Dramaturg und Regievolontär in guten Theatern, loses Verhältnis zu Piscators dramaturgischem Kollektiv (unbefriedigend, aber schon Berlin), früher Journalismus, gleich in Berlin, links, Gast im Romanischen Café, Anstellung am Börsenkurier von 1931–1934.« Das war die einzige Zeit in seinem Leben, in der Koeppen fest angestellt war. »An diese denke ich gern zurück. Wäre Hitler nicht gekommen, hätte ich mich noch nicht von der Presse gelöst. Ein Angebot 1935 zur BZ am Mittag zu gehen, lehnte ich ab.« Als es für ihn in Deutschland gefährlich wurde, ging er nach Holland und veröffentlichte keine Zeile mehr. Er hatte einen Mäzen, einen Freund Hofmannsthals und der deutschen Literatur. Nach 1935 schrieb er noch *Die Jawang-Gesellschaft*. Dieser letzte Vorkriegsroman ging während des Krieges in Holland verlo-

ren. Koeppen – so sagt er selbst – habe seine Reisebücher geschrieben, weil er gern reist, und weil er leidenschaftlich gern Ausländer ist, da dann zwischen ihm und allem eine Distanz sei; und zwar nicht nur eine der Sprache. Er ist dann, was er sowieso schon ist: fremd, ganz und kraß. Ein Mensch also, der aus innerer Notwendigkeit gegen den Strich denkt und lebt.

Angesprochen auf die Angst vor dem Scheitern, nach seinem langen Schweigen nichts mehr hervorbringen zu können, sagt er: »Ich kenne nur eine Angstvorstellung: zu versteinern, doch mit irgendeinem Bewußtsein.«

In dem Interview aus dem Jahre 1971 versucht er zu erklären, warum er über so viele Jahre geschwiegen hat, warum es ihm eine solche Mühe macht, den geplanten Roman und die Autobiographie zu beenden. »Es ist so, daß ich jeden Glauben an eine Aktion verloren habe, also daß man mit Schreiben, mit Kritik, Satire irgend etwas ändern könnte. Was ich mir wünsche: daß durch mein Schreiben eine Änderung von Leben, von Denken, von Bewußtsein eintrete bei irgend jemand, und sich diese wieder auf einen anderen übertragen würde. Das ist eine Hoffnung, aber das ist ein sehr langsamer Vorgang und trifft wohl nur bei einigen wenigen großen Schriftstellern zu ... Sehen Sie: ich bin pessimistischer geworden, trauriger, aber vielleicht auch ernster.«

Der Interviewer meint, es fehle Koeppen einfach an Selbstvertrauen. Koeppen stimmt dem zu, in seiner Jugend habe er fürchterlich unter Schüchternheit gelitten, aus diesem Grund hätte er sich den Wunsch, Theaterregisseur zu werden, auch nicht erfüllen können.

Aus dem Gesagten und Geschriebenen fasse ich zusammen, daß es sich bei Koeppen offensichtlich um einen Menschen handelt, dem es in der Kindheit an Sicherheit fehlte, dessen Vorbildfiguren, Mutter und Großmutter, sich an der bürgerlichen Wertwelt orientierten, einer Welt, von der sie aber selbst nicht akzeptiert wurden und in der sie eine demütigende Randexistenz führen mußten. Im Gegensatz zu Mutter und Großmutter distanzierte sich Wolfgang Koeppen innerlich früh von der falschen Wohlanständigkeit, der doppelten Moral seiner Umgebung. Dadurch wurde er zum Außenseiter, worunter er anfänglich litt, was aber später zur Bedin-

gung seiner Existenz wurde und ihn befähigte, die Schwächen, die Heuchelei, die Lieblosigkeit, die Blindheit seiner Umwelt in aller Schärfe wahrzunehmen.

Nach den drei Romanen, die sich mit der deutschen Nachkriegssituation beschäftigten, schrieb er keinen weiteren Roman und – obwohl er als einer der wichtigsten politischen Schriftsteller seiner Zeit galt – außer Reisebüchern und dem schmalen Band *Jugend* nichts mehr. Seine Resignation ist verständlich, für einen so sensiblen, frühen Verletzungen ausgesetzten Menschen wie Wolfgang Koeppen muß tief deprimierend wirken, wie wenig Einfluß seine Romane hatten, wie wenig Veränderung sie zustande bringen konnten. Auch hat ihn wohl die Angst, mit Bewußtsein zu versteinern, nicht mehr verlassen.

Die Häme, mit der Schultz-Gerstein die tragischen Konsequenzen breittreibt, die Koeppens innere und äußere Lebenserfahrungen für seine literarische Produktivität in den letzten Jahren hatten, sind auf dem Hintergrund dieses Wissens besonders unerträglich. Daß er mit seinem Artikel im *Spiegel* vor allem den Kritikern am Zeug flicken wollte, ist mir klar, aber es fehlten ihm offenbar die Einsicht und das Gefühl zu erkennen, wie sehr das auf Kosten von Koeppen und dessen Bedeutung für die deutsche Literatur und die Auseinandersetzungen mit unserer jüngsten Geschichte geschah.

Bevor ich auf die Unfähigkeit zu trauern und auf den meines Erachtens damit zusammenhängenden wachsenden latenten Antisemitismus eingehe, möchte ich mich mit Koeppens Roman *Der Tod in Rom* beschäftigen. Darin werden Menschen geschildert, die aktiv oder als Mitläufer die Nazi-Zeit durchlebten und die die Nachkriegszeit beherrschen und prägen. Sie sind in der Tat unfähig zu trauern; in dieser Richtung auch nur zu denken, liegt jenseits ihrer Möglichkeiten. Sie verleugnen, verdrängen oder erwecken unverblümt die alten Nazi-Ideale zu neuem Leben, sofern sie sie je aufgegeben hatten. Der Blick ist auf Erfolg und karrierefördernde Beziehungen gerichtet. Da gibt es Dietrich, den Sohn des früheren Nazi-Oberpräsidenten und des heutigen Oberbürgermeisters, der sich mit den Corps-Studenten identifiziert, aber sofort bereit ist, den von ihm als »entartet« erlebten Bruder, einen Musiker, anzuerkennen, als er dessen Erfolg im Ausland wahrnimmt. Siegfried

Pfaffrath, der Bruder, nomen est omen, droht an seinem Leben, an der Vergangenheit und der Gegenwart zu verzweifeln; er ist ein Komponist, der sich mit Hilfe seiner Kreativität zu retten versucht. Seine Homosexualität, zu der er offen steht, ist aber von solcher Art, daß er durch sie erniedrigenden Situationen ausgesetzt ist; so ist er doppelt heimatlos und einsam. Gleichwohl spricht er von Grenzsituationen, die ihm zwar schmerzliche, aber für die Vertiefung und Erweiterung seiner seelisch-menschlichen Erfahrungen unabdingbare Erlebnisse sind. Auch Koeppen besitzt die Fähigkeit zu visionärer Formung tiefster persönlicher Erfahrungen.

Obwohl Siegfried seine Familie verabscheut und sich innerlich und äußerlich von ihr zu trennen versucht, bleibt er ein Kind seiner Eltern und seiner Tradition, von der er doch nichts wissen will.

Ilse Kürenberg, die emigrierte deutsche Jüdin und Frau des Dirigenten, der seine Symphonie mit Erfolg aufführt, lehnt seine Musik ab. »Was sie hörte, waren Dissonanzen, einander feindliche unharmonische Klänge, ein Suchen ohne Ziel, ein unbeharrliches Experiment, denn viele Wege wurden eingeschlagen und wieder verlassen, kein Gedanke erfüllt und von Verzweiflung beherrscht. Sie wollte nicht beunruhigt werden, sie hatte in ihrem Leben gelernt, daß es besser sei, Leid und Wehmut zu fliehen. Sie wollte nicht leiden, nicht mehr.«

Sie hatte genug gelitten. Sie hatte genug von Tod, Elend und Unglück. Es ist allzu real über sie und ihre Familie, ihre »Rasse« eingebrochen. Sie will mit diesen faustisch deutschen verzweifelten und zerstörerischen inneren Auseinandersetzungen nichts mehr zu tun haben. Auch sie sieht in Siegfried immer noch ein Mitglied seiner Familie. Koeppen gibt ihr recht, denn am Ende seines Romanes wird sie wiederum das Opfer eines Deutschen. Gottlieb Judejahn, Siegfrieds Onkel, ein alter, unbeirrbarer, mörderischer Nazi, schießt auf sie und tötet sie. Er ist ein vielfach gesuchter Massenmörder aus dem Dritten Reich, der in Nürnberg zum Tode verurteilt wurde und in einem arabischen Land als militärischer Ausbilder untergetaucht ist. Sein Antisemitismus, sein Glaube an die Nazi-Ideologie bleibt ohne Erschütterung der gleiche wie zu Hitlers Zeiten. »Erstens war er im Recht und war immer im Recht gewesen, und zweitens, wie wehte denn der Wind: vergeben und

vergessen.« ... »Dieser Mann war ein Henker. Er kam aus dem Totenreich, Aasgeruch umwehte ihn, er selber war ein Tod, ein brutaler, ein gemeiner, ein plumper und einfallsloser Tod.« ... »Er schlief – ruhig, friedlich, traumlos, kein Alp, kein Gewissen drückte ihn, kein Gerippe erschien ihm.« Aber dieser alternde SS-Mann Judejahn heißt mit Vornamen Gottlieb; als Kind versagte er in der Schule, deswegen wurde er von seinem Vater, einem Volksschullehrer, verprügelt und verachtet, was er nie vergaß. Gottlieb Judejahn ist ein kleinbürgerlicher Katholik, der sich gegen seinen Lehrer-Vater als Kind vergeblich auflehnte und später in größenwahnsinniger Identifikation mit seinem größenwahnsinnigen Führer dem Judenwahn erliegt. Nun, in einem arabischen Land, bedeutet die Kaserne für ihn Heimat, Kameradschaft, Halt und Ordnung. »In Wahrheit hielten ihn die Phrasen eines Pennälers zusammen.« Ob Judejahn den ersehnten und vermißten, später verhaßten und entidealisierten Vater von Koeppen wiedergibt, wie vermutet wurde, wage ich nicht zu beantworten.

Sein Sohn Adolf ist zum Entsetzen seines Vaters Priester geworden. Er erlebt die Schuldgefühle und Sühnebedürfnisse für alle gemeinen, bis heute von vielen durch perverse Inhalte gedeckten Morde, Gefühle, zu denen sein Vater unfähig ist. Aber im Gegensatz zu Siegfried bleibt er weich und versöhnlich. Er möchte sich mit seinen Eltern verstehen, möchte verzeihen, immer noch geliebt werden. Er braucht die Anlehnung an die Mächtigen, an die Kirche, in der Schuldgefühle und Sühnebedürfnisse professionell verwaltet werden.

Obwohl in Koeppens Romanfiguren individuellte Erlebnisse des Autors Ausdruck finden und autobiographische Inhalte unverkennbar sind, bleiben die meisten seiner »Helden« weniger Individuen als symbolische Darsteller von Menschtypen, die die politische und psychologische Atmosphäre der Nachkriegszeit repräsentieren. Da gibt es den »Mitläufer« und seine Familie, die alten, von falscher Ideologie zu Barbaren verformten Nazis, und die damals zweite Generation, Adolf, Siegfried und Dietrich. Adolf, der Sohn eines Nazi-Mörders, der gute, aber schwache Mensch, ist in manchen Belangen so gefangen in einer bereits feststehenden ideologischen Welt wie seine schlimmen und ver-

rückten Eltern. Wichtiger als die verrückte und mörderische Welt des Gottlieb Judejahn ist für die Nachkriegsatmosphäre der Bundesrepublik die Welt der Mitläufer, die Welt der Pfaffraths, eine Mischung von Pfaffen und Studienräten, die die kleinbürgerliche Misere, die faschistische Mentalität in das neue Staatsgebilde wieder einbrachten und beherrschen.

Hitler als Person, seine Kindheit, seinen Werdegang, seine »Karriere« zu untersuchen, scheint mir weniger wichtig, als die Entwicklung des Dritten Reiches zu analysieren, um besser zu erkennen, warum so viele Deutsche der wirren Weltanschauung der Nazis anheimfielen und sich so begeistert mit deren Phrasen und aggressiven Projektionen identifizierten. »Der ›Führer‹ war an allem schuld« – diese Formel wurde zwar von vielen Deutschen dazu benutzt, die eigene Schuld zu leugnen, sich als Nicht-Betroffene zu fühlen, hatte aber mit Hitler als realer Person nur wenig zu tun. Die Schuldverschiebung, wie sie bis heute benutzt wird, ist aber ein typischer Ausdruck für die Unfähigkeit zu trauern. Die Frauen in diesen Romanen bleiben bis auf Ilse Kürenberg blaß und starr, Marionetten, die sich jeweilig in die Richtung bewegen lassen, die ihre Männer ihnen weisen. Frauen haben offenbar für Wolfgang Koeppen in dieser Welt der Männer wenig oder keine Bedeutung. Sie sind eingeschränkte, denkfähige Wesen oder sie werden idealisiert. (Die Frauengestalten in den Romanen von Wolfgang Koeppen zu untersuchen, wäre eine interessante und, wie ich fürchte, zugleich etwas langweilige Aufgabe, auf die ich in diesem Zusammenhang als Zeichen einer allgemeinen Vernachlässigung nur hinweisen kann. In der psychoanalytischen Erforschung des Faschismus und des Antisemitismus spielte bisher die psychologische Entwicklung der Frau kaum eine Rolle.³)

Siegfried, obwohl auch ein Pfaffrath, stellt das kreative Element dar, er versucht eine andere Welt heraufzubeschwören; die Verzweiflung, der Verfall, die Aussichtslosigkeit seiner Zeit, die Distanzierung von ihr werden mit Hilfe einer Musik dargestellt, in der neue, bisher unbekannte Tonverbindungen den Zugang zu neuen Denk- und Gefühlsweisen öffnen möchten. Mit Siegfried stellt sich offensichtlich der Autor auch selber dar als ein Mensch, der versucht, seiner Trauer und der Zerrissenheit seiner Zeit dichte-

rischen oder, bei Siegfried, musikalischen Ausdruck zu verleihen. Die Musik ist für ihn »eine Annäherung an die Wahrheit der Dinge, die nur unmenschlich sein konnte ... Er hatte in der ersten Fassung an den Tod der Großmutter gedacht, der einzigen Person in seiner Familie, die er geliebt hatte ... In der zweiten Fassung des Septetts aber hatte Siegfried mit seinen sieben Instrumenten etwas Allgemeineres, Zwielfichtiges ausdrücken wollen, geheimen Widerstand, blinzeln, unterdrückte, romantische und brüchige Gefühle, und in den Sätzen des Trotzes glich sein Versuch einem rosenumwundenen Torso eines Hermaphroditen in der brennenden Ruine einer Waffenhandlung; es war Siegfrieds Auflehnung gegen seine Umgebung, gegen das Kriegsgefangenenlager, den Stacheldrahtzaun, die Kameraden, deren Gespräche ihn anödeten, den Krieg, den er seinen Eltern zuschrieb, und das ganze vom Teufel besessene und geholte Vaterland.« Dennoch sagte er später: »Ich gebe mich respektlos und sehne mich danach, achten zu können.«

Die in Hitlers Diensten groß Gewordenen verachten sich aber auch gegenseitig; Judejahn spricht von seinem Schwager als dem »Nutznießer und Karriereschleicher, dem Oberpräsidenten und Oberbürgermeister, des Führers Geldverwalter und Spruchkammer-Mitläufer und jetzt wieder obenauf, altes vom Volk wiedererwähltes Stadtoberhaupt, streng demokratisch wieder eingesetzt, das verstand sich bei dem von selbst, mit dem also verschwägte er sich, mit Friedrich Wilhelm Pfaffrath, den er für ein Arschloch hielt und dem er sich in einer schwachen Stunde brieflich zu erkennen gegeben hatte, sie sollten nicht weinen, denn er sei gut im Kraut; und dann hat er in dieses idiotische Wiedersehen in Rom gewilligt. Der Schwager schrieb, er wollt's ihm richten ...« Und weiter: »Judejahn wollte nach der Souveränitätsverleihung in Deutschland erscheinen, und Pfaffrath nickte, dann habe es keine Gefahr mehr, keine deutsche Behörde würde ein Nürnberger Urteil vollstrecken und kein deutsches Gericht würde Judejahn verdammen, und Judejahn sprach von neuer Kampfzeit und neuer Bewegung und von der Sammlung der Schar der Getreuen, und Pfaffrath, der Korrekte, erinnerte daran, daß Judejahn dann auch für geleistete Staatsdienste und erfüllten Generalsrang Pension fordern könne, ein Recht, das zu verfechten, ein möglicher Prozeß, der zu gewinnen sei, es gehe

hier um Treue und Glauben und verbrieften Anspruch ans Vaterland ...«

Koeppen schildert die typisch deutsche Mitläufer-Familie Pfaffrath, wie sie mit einer Gruppe gleichgesinnter Deutscher zum Kloster Cassino pilgern und »ein fröhliches Picnic auf dem Schlachtfeld halten ...« »Einer erinnert sich noch sehr gut an alles, er war Regimentsadjutant gewesen, er hatte die Lage übersehen, er übersah sie wieder, dort war die Abtei, hier lagen sie und da war der Feind. Es war alles in allem ein fairer Krieg gewesen. Der Krieg hatte die alte Abtei zerstört, aber sie war in einem fairen Krieg zerstört worden. Alle hatten fair gekämpft, selbst der Feind, und die Toten waren fair gestorben. Dietrich Pfaffrath hing an des Erzählers Mund. Die neuen weißen Mauern des Klosters leuchteten hell vom Berg. Wo waren die Trümmer der Schlacht? Gerüste kündeten den Aufbruch, und es war schön und erhebend, in idyllischer Landschaft von einem fairen Krieg zu hören, nachdem man Mars so geschmäht hatte. Friedrich Wilhelm Pfaffrath, angeregt durch die Unterhaltung, sprach dann von Verdun. Er berichtete vom Grabenkrieg. Der Grabenkrieg war weniger fair gewesen, vielleicht weil man noch nicht so sportlich gesonnen war, aber anständig war der Krieg auch geführt worden, anständig und gerecht. Anständig und gerechterweise hatte man den Feind gehaßt, anständig und gerechterweise hatte man auf den Feind geschossen, und wenn man nun zurückdachte und sich erinnerte – es war ja nicht nur gestorben worden, es gab auch heitere Episoden zu erzählen, lustige Anekdoten aus dem großen Morden.«

Mit Beginn des Wirtschaftswunders, mit dem Ende von Not und Elend war dann niemand mehr gezwungen, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Dieselben, die sich mit Hitler geeinigt hatten, seine Ideologie unterstützt hatten, waren in der neuen Umgebung wieder dabei. Sie bauten ihre alten Wertvorstellungen neu auf, wenn auch nicht mehr in herrischer Gestalt, sondern verbunden mit Anpassungen an die neuen Sieger und mit der Hoffnung auf neue Karrieren. Wer etwas war, wer Erfolg hatte, dem lief man nach, manchmal auch dann, wenn er, wie Siegfried, entgegengesetzte Vorstellungen von Leben, Wahrheit, Sinn und Werten hatte.

Koeppens Bücher fanden also trotz wohlmeinender, meist völlig an

den Problemen, mit denen er sich auseinandersetzte, vorbeigehender Kritiken im breiteren Publikum wenig Resonanz. Nach den drei Romanen begab er sich auf einen politisch mehr oder weniger neutralen Boden und begann Bücher über seine Reisen zu schreiben. Dafür wurde er mit guten Kritiken und mehr Lesern belohnt.

II

Verglichen mit den politischen Büchern Koeppens wurde 13 Jahre später, 1967, unser Buch *Die Unfähigkeit zu trauern* ein Verkaufserfolg. Warum? Es war keine Literatur, kein Roman, gewiß, aber die Zeiten hatten sich geändert, erstmalig lehnte sich ein großer Teil der deutschen Jugend gegen alte Ideale und bestehende Wertvorstellungen auf. Diese Jugend stellte die gegenwärtige Politik, ihre Institutionen, die hierarchischen Ordnungen in Frage. Bei der älteren Generation erregte die Studentenrevolte Aufsehen und Entsetzen. Dadurch war jedoch die deutsche Öffentlichkeit auf Gegenwartskritik vorbereitet sowie darauf zu achten, wie sich die Vergangenheit in der Gegenwart spiegelte. Die Dietrichs und Adolfs aus Koeppens *Tod in Rom* gab es zweifellos noch, aber die Jugend schien doch im ganzen ein anderes Gesicht zu bekommen. Von vielen Zeitgenossen, nicht nur von Einzelgängern wie Siegfried, wurde die Vergangenheit erneut thematisiert und das Anpassungs- und Erfolgsdenken kritisiert. Die meisten der älteren deutschen Bürger fielen freilich noch Ende der sechziger Jahre aus allen Wolken, sie waren plötzlich mit einer Jugend konfrontiert, die sie nicht mehr als zu ihnen gehörig erkannten. Untergründig hatte sich eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit entwickelt, verbunden mit einer Abneigung gegen die Elterngeneration, eine Auseinandersetzung, mit der niemand von ihnen gerechnet hatte. Daß unser Buch gerade zu dem Zeitpunkt einer sich ändernden Gesellschaft, einer neuen Entwicklung innerhalb der deutschen Jugend erschien, dürfte zu dessen Erfolg wesentlich beigetragen haben.

Wir schilderten damals in dem sich spezifisch mit der Vergangenheitsbewältigung beschäftigenden Kapitel drei Patienten, die einer Generation zuzurechnen waren, die altersmäßig etwa zwischen

Dietrich, Siegfried und Adolf und ihren Eltern lag. Einer davon entsprach in Kleinformat dem Typus des Koeppenschen Judejahn. Der Patient Q. hatte der SS angehört. Es war in der Kürze der Zeit nicht herauszubekommen, woran er im einzelnen beteiligt gewesen war. Kein Anzeichen wies darauf hin, daß es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich einem an ihn ergangenen Dienstbefehl zu widersetzen. Alle Maßstäbe der damaligen Zeit fand er heute noch »Rechtens«. Er gehörte auch zu denen, die nicht daran glaubten, daß »soviele Juden umgebracht wurden«. Er ist wie die angepaßte Verwandtschaft Judejahns ein Typus aggressiver Unterwürfigkeit, der in unserer nationalen Kultur kein Fremdling ist. Aufgrund seiner Identifikationen mit den Idealen der Nazi-Zeit und mit Menschen seiner näheren und fernerer Umgebung scheint es nur konsequent, daß er sich nach sieben Dienstjahren bei der SS seinerseits dem Psychoanalytiker als »Opfer« präsentiert. Alles, was von deutscher Seite an Untaten und Zerstörung geschah, die er sowieso bezweifelt oder auch für notwendig hält, ist in seiner Vorstellung nur die Konsequenz des viel schrecklicheren Unrechts, das dem deutschen Volk von jeher zugefügt worden war.

Die beiden anderen in diesem Kapitel geschilderten Patienten lassen sich so leicht in das Koeppensche Schema nicht einordnen. Sie waren nicht im Sinne Dietrichs reine Opportunisten und kritiklose Anpasser an die Ansichten ihrer Umgebung, noch waren sie Gegen-Identifikationen eingegangen wie Adolf oder kreative Verzweifler wie Siegfried. Sie waren eher, was man »vernünftige« Verleugner und Verdränger nennen könnte. Aber Schuldgefühle oder Trauer im Sinne der Erinnerungsarbeit konnten auch sie weder leisten noch ertragen. Sie verfielen vielmehr in die Abwehrmechanismen der Entwirklichung der Vergangenheit oder der Identifikation mit dem Opfer. Diese Abwehrmechanismen gehen Hand in Hand mit dem Abwehrmechanismus der Schuldverschiebung und scheinen mir mittlerweile diejenigen zu sein, die bis heute in Deutschland am meisten benutzt werden, wenn es um die Nazi-Vergangenheit geht. Daß auch in der Anklage den Vätern gegenüber, wie sie insbesondere die APO-Generation betrieb, so etwas wie Schuldverschiebung versucht wurde, ist klar. Aber nicht nur das: dahinter lag die Sehnsucht der Jugend nach Vorbildern und Identifikationen mit ih-

ren Vätern, die die damalige Generation so leicht nicht aufgeben konnte und wollte.

Ein anderer damaliger Patient R. mußte sich quälen, um peinliche Erinnerungen in sich wachzurufen. Sie blieben ohne Gefühlsbeteiligung und sind dann auch bald wieder vergessen worden. Der Versuch scheiterte, dem Patienten an der Art, wie affektlos, wie nebenbei er sich erinnerte, die Abwehrleistung deutlich zu machen. Da er sonst von hoher Sensibilität war, wurde dem Analytiker klar, daß er es jetzt nicht mehr mit dem individuellen Widerstand des Kranken gegen das Auftauchen von Unlustgefühlen zu tun hatte, sondern mit einem kollektiv gebilligten Widerstand. Auch bei dem dritten von uns seinerzeit geschilderten Patienten handelt es sich um eine spezifische Art der Unfähigkeit zu trauern und der Unfähigkeit, Schuldgefühle zu ertragen. Er ist nie ein Nazi gewesen. Von den Opfern jener Zeit spricht er viel, aber eigentlich mehr in dem Sinne, was ihm durch diese entsetzlichen, von Deutschen begangenen Taten angetan worden ist. Im Grunde sah er sich selber als eines der bemitleidenswerten Opfer der Nazis. Dieser Patient trauerte zwar um den Verlust seiner Ideale und seines Selbstwertes als Deutscher, aber nicht eigentlich um die wirklichen Opfer der Zerstörungswut seiner Landsleute. Wir stellten damals fest, daß der narzißtische Anteil seiner Trauer bedeutender war als derjenige, der den Toten und jenen Opfern galt, die ungleich schwerer als er selbst betroffen worden waren. Auch seine Selbstanklagen waren, wie es Freud in »Trauer und Melancholie« beschrieben hat, im Grunde Anklagen, die gegen andere gerichtet waren.

Nachdem die Holocaust-Serie 1979 ausgestrahlt worden war und offenbar bei einer großen Anzahl von Deutschen erstmals eine gefühlsmäßige Identifizierung mit den Opfern des Nationalsozialismus ausgelöst hatte, wurde gleichzeitig erneut die Forderung erhoben, man solle doch endlich aufhören, »in der Vergangenheit zu wühlen«, oder doch lernen, in sachlicher, historischer Distanz mit ihr umzugehen. Und bald nach der Holocaust-Serie wurde dann die Serie über die Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des Krieges ausgestrahlt. Sie wurde nicht als »Wühlen in der Vergangenheit« bezeichnet, sondern eher als Aufrechnung der eigenen Schuld gegen die der anderen benutzt; in der Diskussionsrunde am

Ende dieses Filmes stand das eigene Leiden, die Rechtfertigung des Verhaltens vieler Deutscher im Dritten Reich im Vordergrund, die wirklichen Probleme der Nazi-Ära und deren Folgen blieben fast unberührt. Nur eine einzige Diskutantin versuchte, auf die Gefahr solcher Aufrechnungsmechanismen aufmerksam zu machen, sie wurde schnell zum unsachlichen Außenseiter abgestempelt, und man ließ sie kaum noch zu Wort kommen. Als der Film »Holocaust« kürzlich wiederholt wurde, stellte sich von neuem ein Millionenpublikum ein, und kontroverse Diskussionen fanden statt. In einer Diskussion, an der ich teilnahm, sprachen einige der Diskutanten von der Notwendigkeit, Widerstand zu leisten, schreckten aber davor zurück, daß auch im Widerstand gegen Terror Situationen entstehen können, in denen man erneut Schuld auf sich lädt. In dem Zusammenhang der Schuldentlastung spielten für andere die furchtbaren Ereignisse im Libanon eine quasi national erleichternde Rolle. Die Massaker in Beirut wurden mit den Massenmorden in den KZ's gleichgesetzt, Begin zum neuen Hitler abgestempelt. Gott sei Dank, wir Deutschen sind nicht mehr die Schuldigen, sondern wir verteidigen die Opfer.

Trauerarbeit in bezug auf die Nazi-Vergangenheit bedeutet jedoch nach wie vor Auseinandersetzung mit der eigenen gefühlsmäßigen oder tatsächlichen Beteiligung an den Untaten der Nazis, der Entmenschlichung der Juden und politisch Andersdenkender und an der massiven Korruption unseres Gewissens, dem nur wenige widerstehen konnten. Trauerarbeit wird mit der Aufrechnung der eigenen Schuld gegen die der anderen unmöglich. Um Erinnerungen auch gefühlsmäßig zuzulassen, muß man lernen, Schuldgefühle zu ertragen und – so schwer es den meisten sein mag – mit ihnen zu leben, von ihnen zu lernen, durch sie sich aufgefordert zu fühlen, Verständigung aktiv anzustreben.

Ohne Übertreibung kann man sagen, daß neuerdings von Deutschen für Deutsche eine Unfähigkeit zu trauern geradezu gefordert wird.

Als Beispiel für diese neuen (oder alten) Versuche des Umgangs mit unserer Vergangenheit möchte ich einen Artikel von Günther Rühle in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 28. 12. 1982 und einige Aussagen des Professors für Philosophie und politische Theorie

Hermann Lübke anführen, die bei manchen auf Ablehnung, bei vielen aber auch auf Zustimmung stießen. Dort heißt es in etwa, man solle sich identifizieren mit den Mitläufern der Nazi-Zeit und ihren Nachfolgern, nicht um sich von ihren perversen und allzu menschlich-unmenschlichen Idealen und Verhaltensweisen noch entschiedener abzugrenzen, sich desidentifizieren zu können, sondern um Versöhnung und Verständigung herbeizuführen.

Rühle schrieb über das »Hitler-Gedenkjahr«: »Wir werden das Gefühl haben, diese alte Vergangenheit wolle und solle unsere mühsam und mit Anstrengung zur Sühne erarbeitete Gegenwart aufzehren, obwohl diese den politischen Spuk von damals doch in Distanz zu sich bringen müßte... Was sich da unter den verschiedensten Motivationen und Begründungen auf den Weg macht, mit Hilfe des Hitlerschen Halbjahrhundert-Jubiläums Aufklärungs- oder gar die noch immer viel zitierte ›Trauerarbeit‹ zu leisten, ist mit rationalen Argumenten nur halbwegs ausgerüstet.« Nur durch diskreten Umgang mit der deutschen Vergangenheit, durch Einfühlung in die Situation der Väter während der Nazi-Zeit könne die nationale Identität und Solidarität der Deutschen mit ihrer demokratischen Republik stabilisiert werden. Dies war in etwa das Thema der Rede, »mit der Hermann Lübke eine denkwürdige Veranstaltung an einem denkwürdigen Ort beschloß...« Er sprach gegen die Verdrängungstheorie: »es sei unmöglich, millionenfach aus der Erinnerung zu tilgen, was doch Millionen mit eigenen Augen gesehen hätten.« Das »Klima der Diskretion und relativen Stille« sei durch die Jugendbewegung Ende der sechziger Jahre gestört, die nur durch ein hohes Maß an Übereinstimmung mit dem politischen System dazu befähigt gewesen wäre, »die Vergangenheit der Väter als eigene Vergangenheit politisch zu übernehmen«. Weil die deutsche Jugend dazu nicht bereit war, ergab sich als Konsequenz, »daß man nun beides zugleich aus der eigenen historisch-politischen Identität abschob: die deutsche Nachkriegsgeschichte ebenso wie das Dritte Reich, das ihr vorauslag«. Seither sei eine selbsternannte moralische Elite auf Dauer damit beschäftigt, fremde Vergangenheit zu entlarven, zu hinterfragen und abzuarbeiten.⁴ »In der zweiten Hälfte dieser Geschichte der Bundesrepublik haben die politisch desintegriert wirkenden Formen der Auseinandersetzung mit dem Nationalso-

zialismus zu relativen Ungunsten der integrativen zugenommen. Die Reaktion auf die Holocaust-Serie habe bewiesen, daß man trauern konnte, ohne sich darin als ein dieser Trauer angeblich bislang unfähig gewesenes Subjekt entlarven zu müssen. Man konnte sich frei in moralisch und politisch angemessener Weise auf die Realität des Dritten Reiches beziehen, ohne sich zugleich aufgefordert zu finden, die angeblich auch noch im eigenen Nachfolgestaat fortlebenden Wurzeln dieses Reiches endlich ausrotten zu sollen.«⁵ Wie man sich allerdings »frei« in moralisch und politisch angemessener Form auf eine Realität beziehen kann, die Grausamkeiten und Massenmorde unvorstellbaren Ausmaßes impliziert, scheint mir schwer nachfühlbar. Aber um das Ressentiment gegen die These einer Unfähigkeit zu trauern zu untermauern, ist Lübbe und ähnlich Gesinnten offenbar jedes Argument recht. Schon 1979 hatte sich Lübbe im *Monat* (31) polemisch gegen die »pseudotheoretische Verdrängungsdiagnose« und ihre Urheber und Befürworter gewendet, ohne diese bei Namen zu nennen oder anzugeben, woher er seine »Zitate« nahm. Einer der von ihm falsch Zitierten, Michael Naumann, korrigierte damals Lübbe und sprach – wie ich meine zutreffend – von der verdrängten Verdrängung.

Mit der Parole »endlich vergessen« scheint nun auch der Antisemitismus wieder lebendig zu werden. Wer sich am 16. Januar die Sendung »Europa unterm Hakenkreuz – Städte und Stationen: Auschwitz« ansah, war betroffen über den latenten Antisemitismus, die Projektionen und Vorurteile, die da bei den Befragten untergründig zum Ausdruck kamen. Filme über Auschwitz wurden vorgeführt, die kurz nach der Besetzung Deutschlands durch die Alliierten, nach der Aufdeckung der entsetzlichen Vorgänge in den Konzentrationslagern gemacht worden waren. Die Befragten waren eine ältere Frau und ein Mann mittleren Alters, der den Krieg noch als Kind miterlebt hatte. Beide schienen emotional nicht besonders beteiligt zu sein, obwohl sie es »gräßlich« fanden, was mit den Juden geschehen war. Beide beteuerten, nichts von den Vorgängen in Auschwitz, von der Ausrottung der Juden gewußt zu haben. Die ältere Frau begründete ihre ablehnende Haltung zur »Endlösung« auf Befragen damit, daß ja auch Künstler vergast worden seien und sie selber besonders an Kunst und Musik interessiert

wäre. Zwar könne es ja sein, daß manche Juden Schlimmes getan hätten, aber eben doch nicht alle. Das impliziert, daß eigentlich Juden, wenn sie unliebsam aufgefallen waren oder man den Vorurteilen über sie Glauben schenkte, so ein Schicksal verdient haben könnten, – und wenn man es zynisch formuliert – im Grunde ja schließlich auch alle, die keine Künstler waren. Was den zweiten Befragten, den Mann von etwa Ende vierzig, betraf, so äußerte auch er seine Ablehnung gegenüber dem Geschehenen. Aber auch er fügte hinzu, es seien ja nicht alle Juden einwandfrei gewesen, auch heute hörte man noch vieles, was gegen dieses Volk spräche. Er befürchtete auch, daß eine erneute Arbeitslosigkeit ähnliche Reaktionen wie damals hervorbringen könne. Er betonte, daß man nicht vergessen dürfe, was Hitler gegen die Arbeitslosigkeit geleistet hätte. Wie immer es letztlich ausgegangen sei, Hitler hätte nach 33 die Arbeitslosigkeit in der Tat wirksam bekämpft.

Wenn man vielen unserer Landsleute zuhört, wird einem klar, wie sehr das Bedürfnis nach Vergessen vorherrscht, wie leicht aber gerade dadurch vergangene Gefühle und Verhaltensweisen unreflektiert wieder auftauchen können. Identifikation mit den Verdrängern heißt auch Solidarität mit ihnen und dieser Art psychischer Reaktionen und Abwehrmechanismen. Keiner von den über Auschwitz Befragten war sich so ganz sicher, ob nicht im Grunde die Juden selber schuld seien an dem schrecklichen Schicksal, das ihnen zugefügt wurde. Wenn man Zeuge dessen wird, wie nicht nur auf dem Feld des Antisemitismus alte Vorurteile erneut die Bevölkerung durchdringen, fällt es einem nicht schwer, die offenbar nicht mehr aufzuhebende Resignation Koeppens zu verstehen.

Dennoch scheint es mir unübersehbar, daß wir Zeugen eines historischen Wandels sind, daß zumindest ein großer Teil der Jugend nicht mehr bereit und auch nicht mehr fähig dazu ist, die Heuchelei der »wohlanständigen«, die Verdrängung verdrängenden Gesellschaft der letzten Jahrzehnte mitzumachen. Die Ideale und Wertvorstellungen sind offensichtlich in einem Prozeß der Veränderung begriffen. Der Grad unserer »moralischen und kulturellen Übereinstimmung mit Herkunftsbeständen«, um Worte Lübkes zu gebrauchen, nimmt ab, die »gemeinsinnsfähige moralische und politische Normalität« muß neu durchdacht und neu errungen werden.

Auch innerhalb der Psychoanalyse tauchen neue Terminologien auf, die neue Wertvorstellungen ankündigen oder aber die Folge von neuen Wertvorstellungen oder der Suche nach ihnen sind. Die Forderung: Wo Es war soll Ich werden, wird seltener, da es immer auch ein starkes Überich im Sinne traditioneller Werte impliziert. Es wurde seit Hitler unübersehbar, wie leicht traditionelle Werte mißbraucht werden können, wie wenig das gesellschaftlich konforme Überich mit der Fähigkeit zu persönlicher oder sozialer Verantwortung gleichzusetzen ist.

In der Psychoanalyse wird heute oft von authentischer oder Basis-Persönlichkeit, von Identität, von Selbst etc. gesprochen. Die Gefahr besteht, daß man mit diesen Begriffen die Bedeutung des Unbewußten für das Verhalten eines Menschen, für seine Ideal-Bildungen, sein Überich etc. unterschätzt. Man ist auf der Suche nach der inneren Wahrheit, nach dem wahren Selbst, nach dem Gefühl der eigenen Existenz etc., große Begriffe, die Aufrichtigkeit voraussetzen und dennoch Selbsttäuschungen nicht ausschließen. Die Folgen der Nazi-Zeit, ihre Wirkung auf die Überich-Bildung stellt sich nur langsam ein. Zur Zeit, als Wolfgang Koeppen seine politischen Romane schrieb, waren Anzeichen dafür nur bei Einzelnen erkennbar, die aber Außenseiter blieben. Erst Ende der sechziger Jahre zeigte sich, daß die Fähigkeit, die Eltern zu idealisieren, sie zu introjizieren und so zu einer Basis für die Überich- und Ideal-Bildung zu benutzen, bei einem großen Teil der Jugend mehr oder weniger verlorengegangen war. Man sucht seither auch nicht mehr so verzweifelt oder auch hoffnungsvoll danach, in ihnen Vorbilder zu finden.

Muß das aber – wie Kohut und andere Psychoanalytiker meinen – notwendigerweise zu einer innerlich unsicheren, narzißtisch desorientierten Persönlichkeit führen? Das hängt m. E. unter anderem davon ab, wie und in welchem Alter diese Infragestellung elterlicher Werte erfolgt. Denn faktisch ist doch eine seelische Befreiung von falschen Idealen und Idealisierungen, von traditionellen Vorurteilen – auch wenn sie von den Eltern geteilt werden – die Bedingung dafür, daß eine geistig-seelische Entwicklung und Neuorientierung überhaupt stattzufinden vermag. Eine Erweiterung unseres Bewußtseins, die Stärkung unserer kritischen Ich-Fähigkeiten, der

Zugang zu unserem Gefühlsleben sind ja schließlich auch Sinn und Ziel jedes psychoanalytischen Prozesses.

Individuelle wie politische Geschichte, die ohne Bewußtseinserweiterung vor sich geht, ist zur «ewigen Wiederkehr des Gleichen» verdammt.

Wenn ich mir manche meiner Patienten von heute vor Augen führe oder mir die Verhaltensweisen einiger Gruppen von Jugendlichen, aber auch älterer Menschen ansehe, dann kann ich kaum von einem sozialen oder individuellen Überich-Defizit sprechen. Die Überich-Inhalte sind zweifellos in Änderung begriffen, auch deswegen, weil immer mehr Zeitgenossen wahrnehmen, daß die in der Familie gelehrt und die in der Gesellschaft praktizierte Moral weit auseinanderklaffen. Es fehlt freilich, soweit ich es übersehe, in der deutschen Literatur ein Koeppen, der mit Hilfe einer symbolischen Darstellung, mit seiner Fähigkeit zur visionären Formung persönlicher Erfahrung die gegenwärtige politische Situation der Bundesrepublik in einem Roman überzeugend erhellen und zusammenfassen könnte.

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Ulrich Greiner, »Wolfgang Koeppen oder die Geschichte eines Mißerfolges«, in: *Über Wolfgang Koeppen*, Hrsg. Ulrich Greiner, Frankfurt 1976.
- 2 In: Ulrich Greiner, Hrsg., *Über Wolfgang Koeppen*, a. a. O.
- 3 Margarete Mitscherlich, »Antisemitismus, eine Männerkrankheit?«, in: *Psyche* XXXVII, 1, 1983.
- 4 Rühle, G., »War Hitler vermeidbar?«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. 1. 1983.
- 5 Lübke, H., »Es ist nichts vergessen, aber einiges ausgeheilt«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24. 1. 1983.